



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heinemann, Karl: Neue Briefe von Goethes Mutter

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue Briefe von Goethes Mutter

Von Karl Heinemann



a Sie alle Briefe dieser Art drucken lassen, so könnte mir diese Ehre ebenfalls wiederfahren — welches mir dann keinen kleinen Ärger verursachen würde.“ So schrieb einst Goethes Mutter scherzend an den ihr befreundeten Schauspieler Großmann. Was würde sie erst dazu sagen, daß nicht nur jene köstlichen Zeugen ihrer lebenswürdigen Natürlichkeit und Naivität, die Briefe an Großmann und ferner die schriftlichen Huldigungen und Dankesbezeugungen an die Herzogin Anna Amalia gedruckt worden sind, sondern daß nun auch ihre Herzensergießungen an den Sohn und die „liebe Tochter,“ die innigsten Gefühlsäußerungen einer liebevollen und stolzen Mutter, der gefühllosen Menge und dem kalten Verstande der Kritiker preisgegeben werden!*) Und doch sind gerade diese Briefe die wahrsten und darum wertvollsten Äußerungen ihres Charakters. Möchte mancher in den Briefen an Anna Amalia die überschwänglichen Huldigungen der Frau Rat für geschmacklos oder gar für servil halten — obwohl sie in Wirklichkeit nur der Ausdruck einer lebhaft gefühlten Verehrung im Stile der Zeit sind —, vermiste vielleicht mancher in ihnen ein tieferes Eingehen auf das Leben und Wirken des Sohnes oder hielt wohl gar die bescheidene Zurückhaltung für kluge Vorsicht — hier in den uns neu geschenkten Briefen tritt Frau Rat frei von allen Rücksichten und nur in der Eigenschaft auf, in der allein wir sie hören wollen: als Mutter des geliebten und vergötterten Wolfgang.

Neue, bisher noch unbekannte Charaktereigenschaften der Frau Rat wird man in den Briefen freilich nicht finden und wohl auch nicht suchen — Erich Schmidts geistreiche Charakteristik schöpfte schon aus dieser Quelle, die andern Erdenmenschen erst seit wenigen Tagen fließt —, aber sie geben eine solche Fülle von prächtigen Belegen und Zeugnissen ihrer harmlosen, beglückenden Heiterkeit, ihrer Natürlichkeit und geistigen Frische, ihrer rührenden Frömmig-

*) Schriften der Goethegesellschaft, 4. Band: Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe, herausgegeben von W. Suphan. Weimar, 1889. Die Briefe reichen vom 23. März 1780, in zusammenhängender Folge vom 4. Dezember 1792 bis zum 1. Juli 1808.

keit, ihrer nimmermüden Sorgfalt für den Sohn, die Tochter und den Enkel, daß die Aufgabe, das neu gewonnene zu sammeln und zu einem schlichten Charakterbilde zu vereinigen, überaus reizvoll erscheint. Daß wir dabei die „Bekanntnisse einer fröhlichen Seele“ meist selber reden und Frau Aja sich selbst schildern lassen, ist wohl selbstverständlich — wer wollte mit Frau Aja wetteifern!

Am besten hat der Sohn den Charakter seiner Mutter in dem eigens für sie geschaffenen Worte „Frohnatur“ zusammengefaßt. „Ein fröhliches Herz ist ein stetes wohlleben, sagen die heiligen Schriftsteller — und Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden steht im Güz von Verlichingen.“ „Wer lacht, kann keine Todsfünde thun“ war einer ihrer Lieblingsprüche, „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ ihr Lieblingslied. Meist „vergnügt wie eine Göttin,“ hielt sie es für garstigen Undank gegen Gott, sichs auf seiner schönen Erde nicht wohl sein zu lassen. Und diese Heiterkeit und Fröhlichkeit übertrug sie auf alle, die ihr nahe traten. „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir fortgegangen ist,“ konnte sie an Frau von Stein schreiben. Darum wurde ihr auch von allen, vom Musiker Kranz, der ihrer Häuslichkeit den schönen Namen casa santa gab, bis zur Herzogin Anna Amalia, die größte Verehrung und die begeistertste Liebe entgegen gebracht. Jeder glaubte von dem Glück, das Frau Aja ausstrahlte, einen Teil mit sich zu nehmen als dauernden Schatz und als Trost in Trübsal. Nur mit mißvergnügten, sauertöpfischen Menschen wußte Frau Aja nichts anzufangen. „Wäre ich eine Regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen seyn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht — aber die Duckmäuser die immer unter sich sehen — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen lassen warum verstellts du deine Geberde, aber es heißt eigentlich im Grundtext — warum läßt du den Kopf hängen.“

Dieser Frohsinn, der sie selbst und alle ihr nahe stehenden beglückte, war nicht etwa in äußern Verhältnissen begründet. Wenn sie auch durch ansehnliches Vermögen von Sorgen um den Lebensunterhalt befreit war, hat sie doch in ihrer Ehe unter dem strengen Regiment eines oft rücksichtslosen und halsstarrigen, dazu über zwanzig Jahre ältern Gatten schwere Tage gesehen und viele Jahre als Pflegerin des körperlich und geistig langsam dem Ende entgegengehenden Mannes zugebracht. Nein, Frau Ajas Frohsinn war ein Ausfluß ihres Charakters. Sie besaß die beneidenswerte Kunst, an allen Dingen die gute Seite herauszufinden. „Es gibt doch viele Freuden in unseres Lieben Herr Gotts seiner Welt!“ schreibt sie an ihren Sohn in dem Bericht über ihr Lesen des Don Carlos — „Nur muß man sich aufs suchen verstehn — sie finden sich gewiß — und das kleine ja nicht verschmähen —

wie viele Freuden werden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt nicht achten. Das war einmahl wieder eine Brühe von Frau Uja ihrer Köcherey.“ Bedrängt und belästigt sie, wie es ihr so oft erging, der Krieg, die leidige Kontribution und Einquartierung, so jubelt sie im voraus in Hoffnung auf den Frieden. Über Krankheiten sucht sie sich durch Scherze hinwegzuhelfen. Einmal wird sie wohl ungeduldig, daß sich ihr sehnlichster Wunsch, der Verkauf des großen Hauses, infolge des lange währenden Krieges nicht erfüllt. „Doch, wenn ich bedenke,“ verbessert sie sich selbst, „wieviel unglückliche Menschen jetzt froh wären wenn sie ein Haus hätten, und wüßten wo sie ihr Haupt hinlegen sollten; so schäme ich mich, und bitte Gott um Vergebung vor meine Ungedult und Narrheit.“ Sich zu grämen, gar vor der Zeit, war ihre Sache nicht, wohl aber dafür zu sorgen, daß Unerfreuliches oder Vorwürfe ihr fern blieben. War aber das Unangenehme unabwendbar, nun „so muß man den Teufel verschlucken, ihn nur nicht lange beducken,“ oder sie holt sich aus der uner-schöpflichen Quelle, den Nachrichten aus Weimar, neuen Lebensmut und neue Laune. „Da kamen“ — es handelt sich wieder um Kontribution der Franzosen — „da kamen nun gerade gute Nachrichten von Ihnen allen — da ward ich froh — und dachte Geld hin — Geld her — wenn es nur in Weimar bey deinen Geliebten wohl und vergnügt zugeht; so schlafe du ruhig — das thate ich denn auch bey all dem wirr warr.“ Bei des einen Entschens Tode schreibt sie tröstend: „Es thut weh — aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägts zu Boden — das thut noch viel weher.“ Sonst ist ihr das Trösten und besonders das wortreiche Trösten höchlichst zuwider — „kein Trost vermag was über ein betrübtet Herz nur die Zeit ist der einzige Tröster.“

Freilich kann man Frau Uja den kleinen Vorwurf nicht ersparen, daß ihre Kunst, alles von der besten Seite zu nehmen, das Trübe sich fern zu halten und im übrigen alles gehen zu lassen, wie es will, auch ihre Rehrseite hatte, was der Sohn kräftig, aber gewiß richtig mit den Worten ausdrückt: „Sie erspart den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in den Kopf bekommen.“

Der Grund, auf dem der heitere Lebensfriede der Frau Kat ruhte, war ihr unerschütterliches Gottvertrauen und die felsenfeste Überzeugung, daß alles, was Gott thut, zum Besten der Menschen geschehe. „Dieses Zutrauen zu Gott hat mich noch nie (in keiner Noth) stecken lassen — dieser Glaube ist die einzige Quelle meines beständigen Frohsinns. — Bey meinem Monarchen verliert man weder Capital noch Interessen — den behalt ich.“ „Alle Tage finde ich etwas das mich freut — und der Schluß stein — der glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich.“ Ihr Verhältnis zu Gott könnte man fast persönlich nennen, oder wie der Sohn es ausgedrückt hat, er war ihr der alttestamentliche Familiengott. „Jeder Brief der von dir

kommt wird aus gebreitet und unter Dank Gott vorgelegt.“ Als die Verhandlungen über den Hausverkauf sich in die Länge ziehen, ist sie doch ohne Sorge. Sie weiß es gewiß: „der Gott, der mir von Jugend an soviel Gnade erwiesen hat — der wird schon ein Plätzgen ausfinden, wo ich meine alten Tage ruhig und zufrieden beschließen kan.“ Bei jeder großen Freude und bei jedem großen Glück, bei Errettung aus Krankheit oder Gefahr, ihr erster Gedanke ist der Dank an Gott. „Vergiß es nie“; schreibt sie an den Sohn nach den Schreckenstagen in Weimar 1806, „sowie ich es auch nie vergeße. Er der große Helfer in allen Nöthen, wird ferner sorgen, ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, den ich habe Glauben — Vertrauen — und feste Zuversicht auf Ihn.“ Als Frankfurt plötzlich aus großer Kriegsgefahr errettet worden war, ruft sie aus: „Solte mein Glaube an die Ewige Vorsehung wieder einmahl schwach werden — so will ich mir zurufen: denke an den 22. April!“

Darum ist ihr auch die Bibel das liebste Buch, ihre Briefe sind voll von Anspielungen und Zitaten aus ihr. Biblische Kernsprüche sind ihr Freude und Trost im Unglück. Als im Februar 1801 die Nachricht von der Genesung Goethes nach schwerer Erkrankung nach Frankfurt kam, war es ihr ein „Beth und Dankfest“: „Was ich gethan habe weiß niemand als — Gott! Vermuthlich ist dir aus dem Sinne gekommen was du bey deiner Ankunft in Straßburg — da deine Gesundheit noch schwankend war in dem Büchlein das dir der Rath Moriz als Andenken mitgab, den ersten Tag deines dortseyn drinnen aufschlugs — du schriebst mirs und du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppige deiner Wohnung, spahre sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. Gelobet sey Gott!!! der die Nägel den 12. Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat.“ Und in dem Brief vom 3. Juni 1808 kurz vor ihrem Tode: „Ja, ja, man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samarie — man pflanzt und pfeift! So offte ich was guts von dir höre werden alle in meinem Herzen bewahrte Verheißungen lebendig — Er! hält Glauben ewiglich Halleluja!!!“

Daß der Sohn im Mittelpunkte ihres ganzen Lebens, Denkens, Empfindens und Hoffens stand, davon hat uns schon Bettina prächtige Proben gegeben, die oft angeführt worden sind. Unfre Briefe sind fast auf jeder Seite laut redende Zeugen dessen, was Frau Kat im Innersten bewegte. Das Mütterliche, das rein Menschliche ist es auch in diesen Briefen, was uns so mächtig anzieht. Die Tage, wo er bei ihr weilt, sind Jubel- und Dankfeste, die übrige Zeit lebt sie in der Hoffnung, ihn wieder bei sich zu haben. Bei allem, was sie erlebt, malt sie sich aus, was er dazu sagen wird, jede Freude genießt sie in Gedanken mit ihm, und seine Gegenwart ersetzen die lieben Briefe aus Weimar, „ihre Lebenstropfen, die sie um zehn Jahre jünger machen.“

„Herr Consul Bethmann — Herr von Schwarzkopf die haben die herrlichsten Nachrichten von dir — deinem schönen Hauß — deinen übrigen vortrefflichen Kunstfachen und über alles die gütige Aufnahme die du Ihnen erzeigt hast, nicht genug rühmen und preißen können — So was macht mich denn auf lange Zeit wieder froh und glücklich.“ „Wenn es keinen Häfchelhanß gäbe — So würde ich catholisch und machts wie Mahler Müller,“ sagt sie gleich in dem ersten der erhaltenen Briefe. Während ist ihre Sorge bei seiner Krankheit. Innig bewegt dankt sie der lieben Tochter für ihre Pflege, der Herzogin legt sie „den innigsten Dank vor alle die gnädige Sorgfalt und Liebe zu Füßen“ und auch den braven Diener Geist vergißt sie nicht „und alle, die dich erquickt und dein Leiden haben tragen helfen.“ Alles, was der Sohn thut, ist von vornherein gut und richtig. Auch wenn er auf kleine Wünsche der um Fürsprache bei dem großen Dichter gar häufig gebetenen Frau nicht eingeht, fügt sie sich willig, weil Wolfgang es so gewollt hat. Als Freund Tesches, des Rauch- und Schnupftabakhändlers, Lustspiel, das sie ihrem Sohne zuletzt mit den Worten: „Lieber Himmel, es krablen ja so viele um den Parnaß — laße Ihn mit krablen —“ zur Begutachtung empfohlen hatte, trotz aller Bitten nicht gelesen wird, tröstet sie sich mit den Worten: „Er hat wahrscheinlich selber Verzicht auf Antwort gethann — den Er fragt kein Wort mehr.“ Ihre liebende Vergötterung des Sohnes half ihr auch sich leicht in ein Verhältnis finden, das gerade ihr nach unserm Gefühl hätte peinlich sein müssen, die Gewissensehe Goethes mit Christiane Vulpius. Sie hilft sich über das Äußere, über das „Liebchen“ und den „Bettstich“, wie sie selbst sagt, mit dem Gedanken hinweg, daß eine fatale Ehe für den Sohn noch weit schlimmer wäre. Innerlich hat sie das Verhältnis nie für etwas andres angesehen, als für ein eheliches.

Der erste Brief an Christiane, ohne Anrede (vom 20. Juni 1793), ist noch etwas steif und kalt gehalten. „Tragen sie die Geschenk als ein kleines Andenken von der Mutter desjenigen, den Sie Lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient.“ Dazu meldet sie dem Sohne von diesem „guten Brieflein, das deinem Liebgen vermuthlich Freude machen wird.“ Anders wird das Verhältnis, nachdem beide Frauen sich kennen gelernt haben (1797). „Liebe Freundin“ lautet nun die Anrede, bald wechselnd mit „liebe Tochter,“ die Unterschrift „von Dero treuen Freundin und Mutter Elisabeth Göthe.“ „Das Vergnügen — so beginnt der erste Brief nach der Abreise Christianens — so ich in Ihrem Lieben treulichen Umgang genoßen macht mich noch immer froh.“ Auch kann sie nicht genug die Wirtschaftlichkeit Christianens loben: „ein wirtschaftliches Weib ist das edelste Geschenk vor einen Biedermann — da das Gegentheil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie verbreitet — Bleiben Sie bey denen Ihnen beywohnenden Edlen Grundstücken.“ „Ich sehne mich Ihre schöne Häußliche Ordnung und Wirtschaftliche Beschäftigungen mit meinen Augen anzusehn — und Ihnen

meinen Mütterlichen Dank mündlich davor abzustatten.“ „Daß sie immer beschäftigt sind weiß ich gar wohl — denn so eine fleißige — thätige — Sorgliche Hausfrau gibts wenige — Sie sind aber auch überzeugt wie sehr ich Ihnen schätze und liebe.“ Das heitere, anspruchslöse, bescheidene Wesen Christianens gefiel der Frau Rat ungemein: „Sie ist wie der Polonius im Hamlet immer die Überbringerin guter Nachrichten.“ „Tanzen Sie immer liebes Weibgen“ schreibt sie ihr, da wohl auch zu Frau Rat die Kunde von der Liebhaberei Christianens gedrungen war, „Tanzen Sie — fröhliche Menschen die mag ich gar zu gern — und wenn sie zu meiner Familie gehören habe ich sie doppelt und dreifach lieb.“ Unaufhörlich ist sie darauf bedacht, Christianen für die ihrem Sohne zugewandte Pflege und Sorgfalt zu beschenken. Sie warnt sie sogar, in ihrem Eifer nicht zuviel zu thun. „Schonen Sie ich bitte Ihnen Ihre uns allen so theure Gesundheit.“ So war denn auch ihr „Herzenswunsch erfüllt,“ als der Sohn sich entschloß, seinem Bund im Oktober 1806 die äußere Weihe zu geben. „Gott! Erhalte Euch! Meinen Segen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser — wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen Hochbeinigen [hochpeinlichen] erbärmlichen Zeiten thun kan.“ „Grüße meine Liebe Tochter herzlich — sage Ihr, daß ich Sie Liebe — schätze — verehere.“ Besonders innig wurde die Zuneigung der Frau Rat, als ihr der Sohn die Gattin im Frühjahr 1807 auf einige Wochen zum Besuch schickte. Auf den Brief Goethes, der die Rückkehr Christianens meldete, schreibt sie: „Sa wir waren sehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanst Gott danken! So ein Liebes — herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet mann sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über alles was dich angeht — und was mir unaussprechlich wohl that, war, daß alle Menschen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen — die nach 10 Jähriger Bekandtschaft nicht inniger hätte seyn können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedanke Sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen — alle vereinigen sich mit mir dich glücklich zu preißen — und wünschen Euch Leben — Gesundheit — und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen.“

Für die noch immer fehlende objektive Charakteristik der viel gescholtenen und geschmähten Christiane werden diese Briefe wohl als vollgiltige Zeugnisse zu gelten haben. Aber nicht minder zeugen sie auch von der Herzensgüte und dem liebevollen Charakter der Schreiberin. Daß dieses treue Mutterherz die Liebe womöglich noch in erhöhtem Maße auf die Enkel übertrug, für wen bedürfte das noch des Beweises? Nachdem die übrigen Kinder Goethes nach kurzem Dasein zum Leidwesen der Großmutter gestorben waren, blieb August der Gegenstand ihrer zärtlichen Fürsorge. Kaum giebt es einen Brief, der nicht einen Gruß und Kuß für den Enkel enthielte, kein Weihnachten geht vorüber,

wo ihm nicht nach vorheriger sorgfältiger Erkundigung die liebsten Wünsche erfüllt würden. Im Jahre 1797 konnte die Großmutter den siebenjährigen Knaben zum erstenmale in ihre Arme schließen. Als er größer geworden ist, schreibt er selbst an sie, ja er wird der eigentliche Korrespondent aus Weimar, der in „dicken Büchern“ der neugierigen Großmutter alles haarklein wiedererzählt, was er gesehen und gehört hat. Köstlich ist es, wie sie sich für seinen Unterricht bedankt, menschlich schön, wie sie ihn zur Elternliebe und Dankbarkeit erzieht: „Wenn ich so gerne schriebe wie du; so könnte ich dir erzählen, wie elend die Kinder zu der Zeit meiner Jugend erzogen wurden — nun ist es aber auch deine Pflicht — deinen Lieben Eltern recht gehorsam zu seyn — und Ihnen vor die viele Mühe die Sie sich geben, deinen Verstand zu bilden — recht viele viele Freude zu machen. Ja Lieber August! Ich weiß aus Erfahrung was das heißt Freude an seinem Kinde erleben — Dein Lieber Vater hat mir nie nie Kummer oder Verdruß verursacht — drum hat Ihn auch der Liebe Gott gesegnet daß Er über viele viele empor gekommen ist — und hat Ihm einen großen und ausgebreitnen Ruhm gemacht — und Er wird von allen Rechtschaffenen Leuten hoch geschätzt — da nim ein Exempel und Muster dran — denn so einen Vater haben und nicht alles anwenden auch brav zu werden — das läßt sich von so einem Lieben Sohn nicht denken wie mein August ist.“ Welche Freude, als der Sechzehnjährige die Großmutter in Frankfurt überraschte: „Ich erkandte Ihn nicht Er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — ganz erstaun stand ich da als Er mir den so lieben Namen nannte.“ — „Alle, die Ihn sehen lieben Ihn — Willmer erkandte Ihn an den Augen.“ Bei der Rückreise stellte ihm die Großmutter das Zeugnis aus, „daß es das Ansehn hat, als habe Er den Ring im Nürghen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an sich gebracht.“

Aber der Zug, der das innerste Wesen Frau Ujas bildet, ist doch ihr Stolz, Goethes Mutter zu sein. „Keiner deiner Freunde hat so Riesenschritte gemacht wie du (wir waren aber auch immer die Lakaien sagte einmahl der verstorbene Max Mohrs)“ — so steht in dem ersten Briefe nach Rom. „Die jungen Studenten in Jena schreiben fleißig und wenig Briefe sind, wo deiner nicht mit der größten Veneration gedacht wird — das macht mich denn allezeit sehr glücklich,“ meldet sie, als der Sohn selbst mit seiner Antwort lässig gewesen war. Über die Krankheit Goethes am Beginne des neuen Jahrhunderts war sie sehr bekümmert. „Unsere ganze Stadt war über deine Krankheit in alarm — so wie deine Besserung in den Zeitungen verkündigt wurde — regnete es Zeitungen in meine Stube — jedes wolte der erste sein, mir die frohe Nachricht zu hinterbringen.“ „Deine Büste — schreibt sie ein andermal — ist im Lese kabinet aufgestellt — zu beyden Seiten Wieland und Herder — drey Nahmen die Teuschland immer mit Erfurcht nennen wird“; und an August: „Wir haben auch jetzt ein Museum — da steht deines Vaters Büste

neben unserm Fürsten Primas seiner — der Ehren Platz zur Linken ist noch nicht besetzt, es soll von Rechts wegen ein Frankfurter seyn ja könt eine weile warten.“ Von der Gnade und Güte der Königin Luise von Preußen, die bei ihrer Anwesenheit in Frankfurt sie zu sich kommen ließ, und von andrer Fürsten Aufmerksamkeiten berichtet sie mit stolzer Freude dem Sohn ausführlich, aber stets ist sie sich dessen bewußt, daß die meisten dieser Ehrenbezeugungen der Mutter des großen Sohnes galten. So schreibt sie im Oktober 1807: „Diese Meße war reich an — Professoren!!! Da nun ein großer theil deines Ruhmes und Rufens auf mich zurück fällt, und die Menschen sich einbilden ich hätte was zu dem großen Talendt beygetragen; so kommen sie denn um mich zu beschauen — da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel sondern auf den Leuchter versichere aber die Menschen daß ich zu dem was dich zum großen Mann und Lichter gemacht hat nicht das aller mindeste beygetragen hätte.“

Die Frau, die in ihrem Sohne völlig aufging, war natürlich die eifrigste Leserin seiner Werke und die ruhmredigste Verkünderin seiner Größe. Wer wollte es auch der Mutter nicht verzeihen, daß sie nicht immer zwischen dem Besten und dem Guten unterscheidet, daß ihr alles, was der Sohn geschrieben hat, meisterhaft erscheint? „Keinecke Fuchs, der erk Schelm soll mir auß neue eine köstliche Weide seyn.“ Hermann und Dorothea, „das Werk worinnen eine Frau Aja vorkommt,“ trägt sie mit sich herum „wie die Katze ihre Zungen, denn es ist ein Meisterstück ohne gleichen!“ Ebenso freudig begrüßt sie „das neue Meisterwerk die natürliche Tochter.“ Die größten Freuden aber bereitet ihr der Anfang des Wilhelm Meister: „Das war einmahl wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich 30 Jahre jünger — sahe dich und die anderen Knaben 3 Treppen hoch die preparation zum Puppenpiel machen — sahe wie die Elise Bethmann brügel vom ältesten Mors kriegte und dergleichen mehr.“ Die „Bekentnisse einer schönen Seele“ sieht sie als eine ihr vom Sohne geschenkte herrliche Gabe an: „Du mein Lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimmt — zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverweldlichen Blätter — Gottes Seegen und Tausend Dank davor!“ Durch alle Briefe zieht sich die sehnüchtige Frage nach der Fortsetzung des Romans und der Bericht über den Beifall, den er gefunden hat, nicht ohne den kleinen Seufzer: „Setz fange ich an es vom Anfang zu beherzigen den den Faden kan man ohnmöglich im Gedächniß behalten.“ Über die Gesamtausgabe der Werke schreibt sie: „Die Schriefen werden mit Zobel empfangen werden — den 1ten Band kriege ich nun einmahl nicht satt! die 3 Reuter die unter dem Bett hervorkommen die sehe ich leibhaftig — die Braut von Coriudt, die Bajadere — Tagelang — Nächte lang stand mein Schief befrachtet — der Zauberlehrling — der Rattenfänger und alle andre das macht mich unaussprechlich glücklich —“

Nur über eins kommt sie nicht hinweg: daß die Werke zum Teil mit lateinischer Schrift gedruckt worden waren, „die hat die Großmutter zum Abdrucke gewünscht, Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehn — halte fest an deutschem Sinn — deutschen Buchstaben den wenn das Ding so fortgeht; so wird in 50 Jahren kein Deutsch mehr weder geredet noch geschrieben — und du und Schiller Ihr seid hernach Classische Schrieffsteller — wie Horaz Livius — Ovid und wie sie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk — was werden alsdann die Professoren Euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einpleuen — darum so lang es geht — deutsch, deutsch geredet — geschrieben und gedruckt.“ Bei andrer Gelegenheit schreibt sie: „Die Lateinischen Lettern sind wie ein Lustgarten der Aristokraten gehört — unsere deutsche Buchstaben sind wie der Prater in Wien wo der Kaiser Joseph drüber schreiben ließe Vor alle Menschen. Sollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden?“

Bei all ihrem Mutterglück und bei all ihrem Stolz auf den Sohn war aber Frau Aja doch weit entfernt, sich dazu verleiten zu lassen, etwa keinen andern Dichter neben ihm anzuerkennen. Nächst dem Sohne ist ihr Schiller der erste Dichter, dessen Größe sie in vielen Briefen mit beredten Worten preist. Daß in den vorliegenden Briefen im Gegensatz zu den früher veröffentlichten Herder und Wieland zurücktreten, bedarf wohl keiner Erklärung, „Herder und Wieland (nebst Goethe) sind Nahmen, die Teuschland immer mit Erfurcht nennen wird,“ aber ihr Glanz erlischt vor dem neu aufgehenden Stern, einem Dichter so recht nach Frau Ajas Geschmack. Über die Aufführungen der Schillerschen Dramen wird eifrig durch den Sohn an Schiller berichtet. Mit Freude und Stolz meldet sie, in ihrer Lesegesellschaft den Marquis Bosa, den Grafen Terckli den Seni und den Westhausen (?) im Wallenstein gelesen zu haben. „Den Neujahrs Tag — schreibt sie am 30. November 1804 — wird Tell von Schiller bey uns aufgeführt. Da denckt Albens um 6 Uhr an mich — die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen die Naßen zu putzen — das mögen sie zu Hauße thun.“ Wie hoch sie Schiller schätzte, geht aus der Freude über die Freundschaft ihres Sohnes mit ihm hervor. Schon öfter sind die schönen Worte vom 9. April 1804 angeführt worden: „Grüße Schiller! Und sage Ihm, daß ich Ihn von Herzen Hochschätze und Liebe — auch daß Seine Schriefften mir ein wahres Labfahl sind und bleiben — Auch macht Schiller und du mir eine unaussprechliche Freude das Ihr auf allen den Schnief — Schnack — von Rezenziren — gewäsche — Frau Baassen geträsche nicht ein Wort antwortet. Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort — Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit.“

Daß aber mit Goethe und Schiller, Herder und Wieland nicht die Zahl der von Frau Kat eifrig gelesenen Dichter erschöpft war, beweisen die regelmäßig wiederkehrenden Berichte über ihre Lektüre und die stete Bitte an den

Sohn oder an Christianen um Übersendung neuer guter Bücher oder des Merkur und des Janus. Die Überfülle von Zitaten und Gleichnissen aus Shakespeare und aus zeitgenössischen Dichtern zeigen auch, daß Frau Rat mit dem Herzen und dem Verstande, und nicht bloß mit den Augen und zum Zeitvertreibe las.

Doch wurde über alledem auch die Wirtschaft nicht vernachlässigt. Wie eifrig Frau Aja ihre Haushalt- und Rechnungsbücher führte, beweisen die drei erhaltenen starken Quartanten. Die Erledigung der Korrespondenz, die von ihr trotz aller Seufzer über die Mühseligkeit des Schreibens und die schlechten Federn (!) in großem Umfange betrieben wurde, hin und wieder auch die Pflege der Musik — „die Edle Musica geht bey mir eifriger wie jemahls — der Marsch aus dem Tittus hat mir wegen der vermaledeiten Sprünge viel noth gemacht!!!“ — füllte die Vormittagsstunden aus. Der Nachmittag war dem Verkehr und den Besuchen gewidmet, bis die Stunde des Theaters schlug, für das Frau Rat, wie diese Briefe ebenso wie die an Großmann wieder bezeugen, eine wahre Leidenschaft hegte. Ließ auch „der Gehalt in ihrem Busen“ Frau Aja selbst in einsamen Stunden „vergnügt wie eine Göttin“ sein, lebhafter Verkehr, Befriedigung ihrer vielen geistigen Interessen war ihr doch Lebensbedürfnis. Und dieser lebendige, bewegliche Geist tritt uns in ihren Briefen nicht minder in der Lebhaftigkeit und Frische der Darstellung wie in der Eigenart der Ausdrucks Blatt für Blatt vor Augen. Frau Rat weiß noch nichts von der unheilvollen Scheidung der Sprache in eine Sprech- und eine Schreibsprache. Die ärgste Feindin des papiernen Stils, schreibt sie nicht nur die Laute, wie sie sie hört, sie geht sogar mit Vorliebe mitten in der Erzählung in die direkte Rede über: „Merck erzählte, daß von Kalb und von Seckendorf wieder hir wären. . . . Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wissen Herr Merck, daß die Leute dort, so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wissen so sagen Sies — Der Docter ist doch nicht krank — Nein sagte Er davon weiß ich nichts. . . . Nun stelle dir vor wie mir zu muthe war.“ „Den 3. Jenner kommt Abens um 7 Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer Ddem zu mir gerent — Rätthin! liebe Rätthin! Ich muß Sie doch von der großen Gefahr benachrichtigen. Ich bliebe ganz gelassen.“ „Ein junger Mensch 16 Jahre alt Conrad Wenner hat einen unwiderstehlichen Trieb Schauspieler zu werden — alle Vorstellungen dagegen helfen nichts — ich werde ein schlechter Kaufmann — aber ein großer Schauspieler das fühle ich — nun haben die Eltern nachgeben — nun ist die Frage.“ Ihr Gespräch mit der Hofrätin Möhn, der zweiten Tochter der Frau La Roche, giebt sie sogar in dramatischer Form wieder: „Ich will die Geschichte dialogisiren es klingt besser als das ewige sagte ich, sagte Sie. Frau Aja — Ey Ey die Mama reißt doch auch immer im Lande herum ich habe gehört sie will auch nach Weimar — Möhnin —

ja es ist so etwas im Werk — Aja — ja über diese Reise hätte ich doch etwas mit Mama zu reden.“

Diese Gegenständlichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, die den Leser mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, kann nicht geschildert, sie muß beim Lesen selbst genossen werden. Der Besuch bei der Königin Luise, das Aufziehen der preußischen Wachtparade, wobei Frau Aja mit Ausrufungszeichen malt, wie die Parade in die Hauptwache einschwenkt, die glücklichen und unglücklichen Kriegsbegebenheiten in Frankfurt, die Rückkehr der Frankfurter Soldaten, die mit Stöcken bewaffnet Wache halten, da ihnen der Feind die Waffen weggenommen hat, das alles sind wahre Prachtstücke naiver und doch zugleich sprachgewandter Darstellung. Ihr klarer Verstand, ihre schöne Gabe, durch treffende Gleichnisse anschaulicher zu werden, ihr unererschöpflicher Schatz von Witz und Laune zeigt sich fast auf jeder Seite. Sie ist sich aber dieser schönen Kunst auch bewußt: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat ist eine lebendige Darstellung aller Dinge die in mein Wissen einschlagen, großes und kleines, Wahrheit und Märchen u. s. w., sowie ich in einen Circul komme wird alles heiter und froh, weil ich erzähle.“ — „Bücher schreiben? nein das kan ich nicht aber was andre geschrieben zu Erzählen — da suche ich meinen Meister!!!“*)

Die Gegenständlichkeit der Darstellung erstreckt sich sogar auf sie selbst. Sie spricht von sich in der dritten Person und weiß sehr fein gerade dadurch eine ihrer Haupteigenschaften zu bethätigen: die Selbstironie. Wie sie in ihrer Natürlichkeit und Bescheidenheit über die ihr dargebrachten Huldigungen dachte, zeigt ein Brief an Christiane: „Ich werde (ohne daß ich begreifen kan wie es eigentlich zugeht) von so vielen Menschen geliebt geehrt — gesucht — das ich mir offte selbst ein Rägel bin und nicht weiß was die Leute an mir haben.“ Gerade wegen dieser Huldigungen aber sucht sie sich mit Fleiß ihre Fehler vorzuhalten, übt sie mit Vorliebe jene Kunst, über sich selbst zu lächeln, die ihren Briefen die Färbung des ungesucht Geistvollen verleiht. Ihre Redseligkeit, ihre allzugroße Neigung für das Theater, ihre Furcht vor allem Unangenehmen und Störenden geißelt sie wiederholt an sich selbst. Als etwas leichtsinnig aber guten Herzens charakterisirt sie ihre Landsleute und meint sich selbst damit. Denn eine echte Frankfurterin ist sie und will sie sein. Demokratisch aber auch bürgerlich stolz steht und bleibt sie auf dem Boden, auf dem sie geboren ist. Trotz aller Drangsale des Krieges, trotz der Bitten des Sohnes ist sie nicht zu bewegen, Frankfurt zu verlassen und nach Weimar

*) Aus dem Sprachschatze der Frau Rat führe ich einiges Merkwürdige an. Daß sie trotz Stephan Rückantwort gebraucht hat, wußten wir schon aus den Briefen an Anna Amalia. Neu ist der hübsche Ausdruck Behörde für Adresse: „Gabe die Güte den Brief an seine Behörde abzugeben.“ Für verauktioniren sagt sie im Ausruf verkaufen, für Expeditur braucht sie Güterbestätter.

überzufiedeln. Als Kind ihrer Zeit weiß Frau Aja von unsrer heutigen Liebe zum Vaterlande, zum großen Deutschland wenig. Oft macht sie aus ihrer Vorliebe für das Französische oder wenigstens einige Eigenschaften der Franzosen keinen Hehl; kann sie doch sogar ausrufen: „Meinetwegen mag das rechte und linke Rheinufer zugehören wem es will.“ Aber um Frankfurts Schicksal ist die Schultheißenstochter sehr bekümmert. Als am Ende 1796 der Krieg nach vielen Leiden beendet schien, schreibt sie an den Sohn: „Gott sei ewig dank, daß unsre Verfassung geblieben ist, davor war mir am hängsten.“ Der Schmerz über den Verlust der Reichsunmittelbarkeit (1806) tritt gewiß nur deshalb nicht so stark hervor, weil der „neue Herr“ Frankfurts ihr und ihrem Sohne längst bekannt und ihnen Freund und Gönner war.

Im Goethearchiv hat man Blätter durch die Bezeichnung von Goethes Hand „Aristeia der Mutter“ vereinigt gefunden. Wer mit einem empfänglichen Gemüte die vorliegenden Briefe des treuen Mutterherzens gelesen hat, der wird der herrlichen Gabe aus Weimar gern dieselbe Aufschrift geben.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen

15. Ein Wunschzettel an den Zeitgeist

Zwölf-Nächte 1889/90



ämmerung. Es klopft — herein! Knecht Ruprecht? Was willst denn du bei einem alten Knaben, wie ich bin? Auch ist deine Umgangszeit doch eigentlich vorbei.

„Ich bin nicht Knecht Ruprecht, und du bist mir gegenüber jung genug. Ich habe meine Freude dran, daß du bei so weißem Barte noch so Kind im Herzen bist.“

Ich lehne das Lob nicht ab, es entspricht meinen Wünschen. Aber was bist du in der Maske des Knecht Ruprecht, der die Leute so still beobachten kann?

„Ich bin der Zeitgeist, und diese Maske war mir recht, weil in ihr unser eins in dieser Zeit am besten durchkommen kann, allenfalls auch vor eurer Polizei, die das alte Recht eurer Götter, in dieser Zeit unter den Menschen umzugehen und nach dem Rechten zu sehen, noch heute achtet.“

So — o? Ein seltsamer, unerhört hoher Besuch. Nun setz dich vorerst.

„Du siehst wohl, daß mein Gehen und Stehen mehr ein Schweben ist, wie ihres im Traume auch schon könnt, das macht sich aber im Eizen gar nicht gut.“

Gut denn. Aber was führt dich zu mir?